

Stirb und werde

Autor(en): **Hochheimer, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 15

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stirb

und werde

Eine enge Freundschaft lässt sich nicht allein durch Briefwechsel aufrecht erhalten. Man verliert die Beziehung zur Vergangenheit, wenn das Fluidum des anderen fehlt, seine Stimme, der Blick und seine Gesten, alles, was die Persönlichkeit ausmacht. Wir leben zu sehr im Gegenwärtigen und für das Gedächtnis an Menschen und Ereignisse bleibt nicht viel Zeit übrig.

So geschieht es, dass die Erinnerung an Zurückliegendes erstarrt, gleichsam zu einem Monument wird, das keinen Wandlungen unterworfen ist, während wir selbst, den Einflüssen des Daseins ausgesetzt, unsere Lebensauffassung ununterbrochen ändern.

Das Leben wechselt leise in den Jahren. Du spürst nicht, wie du alterst, und eines Tages erwachst du und bist ein anderer Mensch... aber von dem Freund erwartest du, dass er unverändert derselbe, wie zur Stunde eures Abschiedes, bleibt, obwohl er doch, wie du selbst, der Vergänglichkeit unterliegt; enttäuscht von seiner Zurückhaltung vergisst du, dass du für ihn zum flüchtigen Bekannten geworden bist, dass Vergangenes vergangen bleibt und nicht mehr in die Zeit passt.

Heimat und Elternhaus bieten sich ganz anders dar, als sie in der Vorstellung weiterlebten, es ist das gleiche Land und doch nicht die alte Heimat, es sind dieselben Freunde noch, aber die ratlosen Lücken im Gespräch, sonderbare Meinungsverschiedenheiten, die es früher nicht gegeben hatte, hinterlassen das schmerzliche Gefühl: nichts ist mehr so wie früher.

Während ich dies niederschreibe, kommt mir die letzte Begegnung mit einem Kameraden in den Sinn, mit dem ich acht Monate lang unerhörte Gefahren, Entbehrung und Aengste durchlitt. Wir waren unzertrennlich gewesen, aber als wir uns nach drei Jahren zufällig trafen, und alles aus jener gemeinsam durchlebten Zeit im Gedächtnis Gebiebene und darüber hinaus unsere augenblickliche Existenz besprochen war, stockte die Unterhaltung, schleppte sich mühsam hin, bis wir

zu der Ueberzeugung gelangten, es sei besser, uns nicht wiederzusehen, damit die Vergangenheit, die uns teuer geworden war, durch solche erzwungenen Gespräche nicht getrübt werde. Wir hatten uns gänzlich auseinandergeliebt, jeder war den seinem Charakter und seiner Veranlagung gemässen Weg gegangen, der weit weg von dem des Freundes führte.

Damals war ich noch sehr jung und gedankenlos und suchte nicht nach den Gründen dieser Entfremdung. Sie schien mir ganz natürlich, denn die Vergangenheit war, gemessen an der Zukunft, völlig belanglos.

Aber eine Entfremdung, eine Gleichgültigkeit, eine Erkältung, wie die geschilderte, dieser endgültige Trennungsstrich zwischen zwei Menschen, die nur durch äussere Umstände zueinander gefunden haben, ohne in Wirklichkeit zusammenzupassen, verliert seine Gültigkeit vor der inneren Einheit zweier Herzen, denen das Verlangen nach neuer Bindung innewohnt.

Hier gilt es einen neuen Anfang zu finden. Ein ganz anderer Lebensraum muss erschlossen werden, aus dem zwar ein Blick in den alten gestattet ist, aber keine Rückkehr. Nur dieses Sichwiederkennenlernen kann zu einer Klärung der Atmosphäre führen, und der Schlüssel dafür ist das Verständnis für den Wandel der Zeit.

Vergiss nicht: das Leben wechselt leise in den Jahren, es nimmt dich mit, aber auch den Freund lässt es nicht zurück, es gräbt seine Runen in eure Seelen, schleift sie am Alltäglichen; diese Macht der ewigen Bewegung und Veränderung schont nichts und niemanden... und wenn du eines Tages erwachst und in fremdem Spiegel erkennst, dass du ein anderer Mensch geworden bist, bedenke, dass das Festhalten, das eigensinnige Verharren in Vorstellungen, die ihre Gültigkeit verloren haben, nur Trennung und tiefste Enttäuschung im Gefolge hat.

Freilich, ein solches Neuwerden ist keine leichte Aufgabe. Sie auf sich zu nehmen erfordert Ein-

sicht und die Kraft, sich von Vorstellungen zu befreien, die während einer langen Zeitspanne in der Erinnerung wohlbehütet und fest verankert waren.

Ich setze die Verse hierher:

«Und solange du das nicht hast,
dieses: Stirb und werde,
bist du nur ein trüber Gast
auf der dunklen Erde.»

Denn kein Zweifel: wer den wohlbegründeten Rhythmus der Natur, dem wir ohne unser Zutun unterliegen, und der uns seinen Willen aufnötigt, nicht spürt, ist ein trüber Gast auf der dunklen Erde und bleibt, heimgeliebt, in der Heimat immer ein Fremder. Doch wem es gelingt, dieses «Stirb und Werde», dem gelingt auch das Wegräumen letzter Fremdheit zwischen verwandten Seelen.

Albert Hochheimer

DAS VERLORENE PARADIES

Eine Jugenderinnerung von Rudolf Hägni

Wenn ich mir den Unterschied zwischen der Vergangenheit und der heutigen Zeit, der Zeit vor vierzig und mehr Jahren und der Gegenwart so recht eindrucklich zum Bewusstsein bringen will, rufe ich mir jene Sonntage in der Kindheit ins Gedächtnis zurück, da die ganze engere Verwandtschaft: Onkel und Tanten, Vettern und Basen, Neffen und Nichten aus Stadt und Land bei meiner Grosstante am See zu Gäste waren, um sich wieder einmal von Angesicht zu Angesicht zu grüssen, frühere Zeiten aufleben zu lassen, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu pflegen, zu plaudern, zu lachen, Nöte und Kümernisse einander anzuvertrauen und sich vom Herzen zu reden, Rat zu erteilen und zu empfangen.

O wie ich diese Sonntage liebte! Wie ich sie ersehnte mit allen Fasern des Leibes und der Seele — nicht bloss, weil uns Kindern da eine Reihe handgreiflicher, mit Zunge und Gaumen auszukostender Genüsse winkten, die uns sonst selten zuteil wurden — nicht bloss, weil wir da oft stundenlang, von den Grossen im Eifer des Gespräches völlig vergessen, unangefochten auf verbotenen Pfaden wandeln: durch Wiesen und über Rasen tollten, über Blumenbeete setzen, über Hecken und Zäune und auf Bäume klettern, Beeren und Obst in gesundheitlich nicht gerade empfehlenswerten Mengen schmausen und noch viele andere lockende Dinge treiben konnten — gewiss, auch das gehörte dazu, aber mehr noch war es der festliche Glanz, der über dem Ganzen lag — die patriarchalisch-gemütliche Stimmung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das uns so recht von Herzen froh werden liess.

Es war ein schmuckes, nach heutigen Begriffen allerdings sehr bescheidenes Herrschaftshaus, wo unsere Grosstante, ich hätte fast gesagt: residierte, denn das Regieren, das Befehlen, Schalten und Walten nach eigenem Stil und in eigener Machtvollkommenheit lag ihr im Blute. Sie war, wie Gotthelf von Vreneli sagt, eine «wehrhafte, feldherrenmässige Natur». Schon äusserlich von imponierender Grösse, mit durchdringenden grauen Augen, ausgeprägten Gesichtszügen, entschiedenen, scharf abgegrenzten Bewegungen, zielbewusst in allem, was sie angriff und durchführte, erweckte sie den Eindruck einer starken Persönlichkeit, die nicht erst seit dem Tode ihres Gatten auf dem Gute das entscheidende Wort führte. Man pflegt über solche Verhältnisse zu spotten und sie als naturwidrig zu empfinden; wenn aber der Schöpfer selber sich solche «Abweichungen von der Regel» gestattet, in dem er der Frau Eigenschaften in die Wiege legt, die wir als ausgesprochen männlich empfinden und den Mann weicher schafft, als wir es an ihm gewohnt sind, sollen wir dann, nur der Gewohnheit zuliebe, starr auf einer Ordnung beharren, die den daran Beteiligten Gewalt antut?

Zwischen dem Grossonkel und der Grosstante hatte diese Frage nie viel zu reden gegeben. Der Grossonkel, ein gutmütiger, leicht beeinflussbarer Mann, der von Natur aus auf den heitern Lebensgenuss eingestellt war, hatte der Gattin von Anfang an das Steuer überlassen, wohl wissend, dass es zu seinem Heil geschehe. Und er war wirklich gut gefahren dabei, denn Frau Anna war einsichtig und grosszügig genug, ihm in dem Rahmen, den die ökonomischen Verhältnisse gestatteten, Spiel-